

Balance zwischen Nähe und Distanz

Ein Gespräch mit Ralf-Hagen Ferner und Dr. Kurt Buser über ihre Erfahrungen im gemeinschaftlichen Mietwohnprojekt Gilde Carré in Hannover-Linden

Das Interview führten Sara Reimann und Richard Heinicke.

Im Gilde Carré in Hannover-Linden wohnen 15 Personen zwischen 63 und 82 Jahren, 13 Frauen und 2 Männer als Paare oder Alleinstehende, in 13 Wohnungen. Sie teilen sich eine Gemeinschaftswohnung mit großer Terrasse, zwei Gästezimmer und einen Fahrradabstellplatz. Sie haben die „Werkstatt gemeinschaftliches Wohnen Hannover e. V.“ gegründet, die Seminare für Wohnprojektinteressierte anbietet und sich für die Belange des Themas in der Stadt Hannover und in Dachverbänden engagiert. Uns interessiert, wie sich der Alltag des Zusammenlebens gestaltet.

Herr Ferner, Herr Buser, wie kamen Sie zu Ihrem Wohnprojekt?

Ferner: Wir sind zu diesem Projekt gekommen wie die Jungfrau zum Kind. Wir waren damals schon eine ziemlich stabile Gruppe. Bei einem Straßenfest 2002 hat einer von uns dann am Stand der OSTLAND Wohnungsgenossenschaft gefragt: „Könnt Ihr Euch eigentlich vorstellen, auch was mit 'ner Gruppe zu machen?“ Nach drei oder vier Monaten kam dann eine Einladung zu einem Gespräch. Und was der Geschäftsführer dann gemacht hat, war ganz spannend: Zwei Jahre lang haben wir ca. einmal im Monat mit der ganzen Gruppe zusammengesessen, also nicht nur mit einer Delegation. Das hat uns als Gruppe auch gutgetan, um unterschiedliche Vorstellungen zu klären. Und dann gab es irgendwann die Frage: „Welches Gebäude wollt Ihr?“ Da hatte die OSTLAND das gesamte Gelände des Gilde Carrés in Hannover-Linden schon übernommen und der städtebauliche Plan für das neue Quartier war fertig. Der sah zur Straße hin Blöcke für Betreutes Wohnen vor, und auf dem restlichen Gelände dahinter innerstädtische Reihenhäuser. Wir haben lange gebraucht, um den Begriff *Betreutes Wohnen* aus dem Bauschild unseres Blocks wegzukriegen – wir sind nicht „betreut“, wir leben selbstbestimmt – mittlerweile schon seit 2005.



Ralf-Hagen Ferner



Kurt Buser

Fotos: Richard Heinicke

Wenn wir von unterschiedlichen Formen von Gemeinschaft ausgehen – z. B. die Familie, das Dorf –, welche ist Ihrem Wohnprojekt am nächsten?

Ferner: Solche Vergleiche führen in die Irre, weil viele keine Vorstellung davon haben, dass gemeinschaftliches Wohnen und Leben bedeutet, sich bewusst mit anderen diese Wohn- und Lebensform zu erarbeiten. Viele wollen eine Wohnung mit netten, freundlichen Nachbarn. Dass sie selber etwas dafür tun müssen, kommt ihnen nicht in den Sinn. Manche verbinden mit „gemeinschaftlich“ auch „versorgt werden“. Wir hatten Anfragen wie: „Sie sind ja ein gemeinschaftliches Wohnprojekt, da können Sie doch meine Mutter betreuen.“ Wenn man gemeinschaftlich selbstbestimmt wohnen und leben will, muss man sich von Anfang an bewusst und aktiv als Person in das Zusammenleben einbringen. Wenn jemand im Laufe der Zeit pflegebedürftig wird, haben wir als Gruppe untereinander die Zusage, dass wir uns als ganze Gruppe in der konkreten Situation zusammensetzen, beraten und entscheiden, wie wir vorgehen können.

Wie fühlt sich das für Sie an?

Buser: Das Besondere ist eben, dass man hier bewusst gewählt hat, mit diesen Leuten zusammenzuwohnen. Das findet man in der Familie nicht, in die man hineingeboren wird. Auch nicht in einem Mietshaus, wo man die anderen Mieter vor Einzug in der Regel nicht kennt. Man hat sich entschieden, in eine Gemeinschaft einzutreten. Wie diese dann aussieht, das ist ein großer Prozess, der sich ständig verändert. Am Anfang – wie in Beziehungen generell – wollen alle das Gleiche: „Warum haben wir denn Türen in den Wohnungen? Wir können doch alles auflassen.“ Mit der Zeit ist jeder froh, dass er seine Tür auch zumachen kann. Dafür, dass diese Gemeinschaft bestehen bleibt, muss ständig etwas getan werden. Auf den Hilfebedarf muss gegenseitig so eingegangen werden – z. B. bei Bankangelegenheiten, Computerproblemen, ... –, dass alle einigermaßen zufrieden sind.

Wenn Sie sagen, es ist Arbeit, wie sieht die konkret aus?

Ferner: Die ersten zwei Jahre, die waren ziemlich hart für uns alle, der Abschied von der alten Lebensform, die restlichen Bauarbeiten im Hause. Wir haben dabei gelernt, die Erwartungen an uns selbst und an die anderen ein kleines bisschen runterzufahren. Das hat uns geholfen, mit beiden Füßen wieder auf den Boden zu kommen. Gute Nachbarschaft gibt es auch woanders. Aber die ist nicht so bewusst angelegt wie bei uns. Früher, mit unseren Kindern, haben wir auch in einem Mehrfamilienhaus gewohnt und gute Nachbarn gehabt. Als andere reinkamen, war die gute Atmosphäre im Haus futsch. Keiner hatte Einfluss darauf, wer als Nächstes ins Haus einzieht. Das ist hier anders. Was wir hier haben – und das wird manchmal gar nicht mehr realisiert – ist die Möglichkeit, sehr viele Tätigkeiten selber auszuüben – im Gegensatz zum Betreuten Wohnen oder zu einem Pflegeheim. Ich bin hier im Hause beteiligt, ich entscheide mit und kontrolliere auch, ob es umgesetzt wird. Ich fühle mich nicht ausgegliedert. Wir geben unsere Entscheidungen nicht an irgendeine Institution ab. Und wir alle haben Ansprechpartner – fast 24 Stunden am Tag.

Im Hinblick auf die eigene, 11-jährige Erfahrung im Projekt: Was sind die besten Methoden, um dafür zu sorgen, dass der Zusammenhalt bestehen bleibt?

Ferner: Wir haben im Lauf der Zeit einige Dinge entwickelt, über die nicht groß diskutiert werden muss. Ein Beispiel: Die beiden Gästezimmer werden von einigen mehr genutzt als von anderen. Da gibt es aber auch keinen Streit über die Umlage, die bleibt immer gleich. Und wenn mehrere gleichzeitig die Zimmer brauchen, wird angeboten, dass Gäste in einer anderen Wohnung unterkommen können.

Einmal in der Woche haben wir eine gemeinsame Mittagsessensrunde, mal mit 4, mal mit 12 Personen. Die Zubereitung aller Gänge wird verteilt. 14-tägig sitzen wir als Gesamtprojekt in einer Runde zusammen und besprechen meist formale und administrative Sachen. Es gibt aber keine Sanktionen, wenn jemand nicht kommt.

Buser: Wir haben inzwischen mindestens 10 Regeln entwickelt, je nachdem auf welches Problem wir gestoßen sind. Inzwischen sind alle über 60 und viele Single. Da ist die Frage: Was passiert, wenn jemand verletzt in der eigenen Wohnung liegt? Wir haben entschieden, Sicherungen einzubauen. Jetzt hängt am Eingang ein Zettel, auf dem jeder täglich bis 12 Uhr ein Kreuz macht, um zu signalisieren: Ich bin wohlauf. Es gibt noch eine Liste mit Abwesenheiten und Schlüssel für alle Wohnungen und im Zweifelsfall kann man nachsehen, was los ist. Für den Fall, dass jemand ins Krankenhaus kommt, gibt es ein Notfallblatt bei jedem in der Wohnung, das alle Angaben enthält, die der Arzt braucht.

Wie schaffen Sie es, Gemeinschaftsentscheidungen zu treffen? Oder sitzen alle um einen Tisch und sind irgendwann frustriert, weil nach zwei Stunden immer noch keine Entscheidung getroffen wurde?

Buser: Das gibt es auch, dass wir Entscheidungen vertagen. Oder es gibt auch viele andere Möglichkeiten, z. B. die Gründung einer Arbeitsgruppe. Wir treffen in der Regel Mehrheitsentscheidungen. Nur die Neuaufnahme eines Mitbewohners wird als Konsensentscheidung getroffen. Bei manchen Entscheidungen kann man es einfach nicht jedem recht machen, z. B. bei der Frage, welche Bilder aufgehängt werden. Eine gewisse Distanz zu sich selber und zu den anderen ist da hilfreich. Geben und Nehmen muss man dabei immer wieder lernen. Es kann aber auch passieren, dass sich Einzelne zurückziehen, weil ihnen diese Abstimmungsprozesse mit dem Alter zu mühsam werden. Die eigene psychische Verfassung und die eigene Lebensgeschichte wirken sich auf solche Situationen aus. Distanz und Nähe muss man immer wieder aushandeln. Wenn es Unzufriedenheit gibt, kann man die eigenen Mechanismen hinterfragen oder es mit der Gemeinschaft aufarbeiten. Dabei helfen auch Supervision und Mediation.

Ferner: Im Zusammenleben haben wir gelernt, dass es zwei Themen gibt, die gemeinsame Entscheidungen schwierig machen: Individueller Geschmack und Geld. Mittlerweile kennen wir die Mechanismen und wissen, wann solche Themen hochkommen und insistieren nicht mehr. Es ist nicht so entscheidend, ob ich auf der Terrasse an einem eckigen oder einem runden Tisch sitze. Eine gewisse Gelassenheit hat sich eingestellt. Im Einander-ausreden-Lassen sind wir allerdings noch nicht so gut. Unser Älterwerden spielt da auch eine Rolle, weil wir zum Teil kein Gespür mehr dafür haben. Es ist oft sehr lebhaft und spannend, aber auch anstrengend.

Betrachten wir die Pole „Routine“ und „Dynamik“: Wo ist Ihr Projekt angesiedelt?

Buser: Immer dazwischen, der Prozess ist nie zu Ende und verändert sich tagtäglich. Wir haben beispielsweise viele Interessengruppen: Literatur, Englisch, Filme gucken, Singen, Wandern. Beim Wandern wurde die Gruppe immer kleiner, weil körperliche Einschränkungen hinzugekommen sind. Die Sing-Gruppe hat sich auch geändert, weil die Ansprüche unterschiedlich waren: Die einen wollten mehrstimmig singen, die anderen einfach loslegen. Und dann gibt es auch neue Anlässe, sich zu treffen, z. B. den Sonntagstee. Wichtig ist nur, immer einigermaßen positiv gestimmt zu sein und sich nicht zurückzuziehen, wenn manches schwieriger wird.

Viele Wohnprojekte streben Mehrgenerationenwohnen an – vom Säugling bis ins hohe Alter. Wenn Sie dies mit Ihrer eigenen Wohnform vergleichen, was halten Sie davon?

Ferner: Die „generationenübergreifende“ Wohnform wird zu wenig reflektiert. Das vorherrschende Bild sieht man in Hochglanzbroschüren der Bundesregierung: Eine freundlich lächelnde alte Oma mit einem zufrieden lächelnden Kleinkind. Als wir am Anfang standen, wollten wir auch generationenübergreifend wohnen. Da kamen dann Familien und haben gefragt: Wo ist die Wohnung, wieviel kostet sie, wann können wir einziehen? Das sind drei entscheidende Fragen in dieser Lebensphase. Die konnten wir am Anfang aber noch nicht beantworten. Die Familien hatten für unseren langen Planungsprozess keine Zeit. Später war es Familien dann zu teuer bzw. die Grundrisse in diesem Gebäude passten nicht. Deswegen wohnen in unserem Projekt nur Leute jenseits der 50. In aller Regel fangen generationenübergreifende Projekte mit Eltern mit kleinen Kindern an. Der Wunsch nach Spielgefährten für die Kinder und eine kinderfreundliche Umgebung stehen im Vordergrund. Das sind häufig auch Bauprojekte – bei denen jeder für sich Eigentum schafft.

Buser: Im Grunde muss die Kommune so etwas planen, weil man einen größeren Rahmen und preisgünstige Grundstücke bzw. Bauvorhaben braucht. In Hannover ist die Situation derzeit nicht dementsprechend, aber neben den bekannten Projekten in Freiburg oder Tübingen gibt es gute Ansätze in Hamburg, München oder Berlin. Trotzdem greift die Vorstellung von Synergieeffekten – „Alle haben etwas davon“ – zu kurz. Wenn die Älteren alt werden, betreuen dann die Familien mit Kindern die Alten? Nein, die haben gar keine Zeit. Sie haben den Beruf und die Kinder. Aber umgekehrt sind die Ansprüche größer. Der soziale Ausgleich kann oft nicht geschaffen werden. Und wenn die Beziehungen einseitig werden, geht die Bindung zurück. Die Gemeinschaft ist auch eine andere: Kinder sind tagsüber in der Schule, Eltern bei der Arbeit, nur die Älteren sind länger

im gemeinsamen Haus. Ältere und Jüngere haben ganz andere Bedürfnisse. Bei der Mischung gibt es Grenzen. Anregung und Vielfaltigkeit sind generell eine sinnvolle Angelegenheit, sie sind aber auch anstrengender. Wenn man eine intensivere Lebensgemeinschaft bilden will, müssen die Ziele einigermaßen gleichläufig entwickelt werden.

Ferner: Den Zustand, wenn man älter wird, nenne ich „die egozentrische Einengung des Alters“. Da sind wir alle nicht vor gefeit. Welche Geschichten erzähle ich zum wiederholten Male, höre ich den Jüngeren tatsächlich noch zu? Die Persönlichkeitszüge verstärken sich, aus Sparsamkeit wird Geiz. Auch wir stehen vor diesem Prozess und müssen lernen, damit umzugehen.

Um Wohnprojekte mit Ihren Erfahrungen zu unterstützen, haben Sie den Verein „Werkstatt gemeinschaftliches Wohnen Hannover e.V.“ gegründet. Wie kam es dazu?

Ferner: Wir bekamen viele Anfragen von Interessenten, die sich fürs gemeinschaftliche Wohnen interessierten. Wir haben uns dann gefragt: Was sollten sie wissen? Zuerst haben wir einen Kurs angeboten, der die Schritte hin zum gemeinschaftlichen Wohnen erklärt, später folgten weitere. Bei unserem 5-jährigen Bestehen gab es noch immer kein weiteres vergleichbares Wohnprojekt in Hannover – selbstbestimmt, gemeinschaftlich, innenstadtnah, zur Miete. Wir haben gedacht, das können wir ändern und haben die „Werkstatt“ gegründet. Wir haben viel praktisches Know-how erworben und haben ein Konzept aufgestellt: „Von der Startphase bis zum Einzug“. In der Realisierungsphase der Kurse geht es um die Suche nach Objektgebern.

Viele Wohnprojektinitiativen, zumindest in Hannover, scheitern an der Suche nach Grundstücken oder einem passenden Gebäude.

Buser: So heißt es immer und trotzdem wird immer wieder etwas frei. Man muss aber einen langen Atem haben. In Hannover ist es vielleicht gerade nicht so einfach, weil die Fördermöglichkeiten für viele nicht ausreichen. Die Schwierigkeit ist, niedrigpreisige Mietwohnprojekte zu schaffen. Aber da gibt es kaum Initiativen, weder bei der Stadt noch bei den Verbänden.

Was würden Sie sich von Stadtverwaltung und -politik wünschen?

Buser: Dass in Wohnentwicklungskonzepten, die immer wieder perspektivisch für die nächsten 10 bis 20 Jahre aufgestellt werden, gemeinschaftliches Wohnen mit vorgesehen wird, also in der Zurverfügungstellung von Grundstücken, aber auch von Gebäuden. Und dass Bedingungen für erschwingliche Mietpreise geschaffen werden.

Ferner: Dass mehr Menschen in Verwaltung und Politik Interesse für dieses Thema zeigen. Auf der einen Seite wird darüber lamentiert, dass über 50% der Haushalte in Hannover Einpersonenhaushalte sind. Auf der anderen Seite wird eine konkrete Möglichkeit – gemeinschaftliches Wohnen, um bessere Nachbarschaften zu schaffen und der Isolation im Alter vorzubeugen – nicht gefördert. Altersarmut kann ich damit zwar nicht verhindern, aber ich kann sie abmildern. Im Moment bin ich da skeptisch, ob in Hannover neben Baugruppen – in denen Leute sich individuellen Immobilienbesitz schaffen – auch Mietwohnprojekte unterstützt werden. Geld baut alleine, eine langfristige Förderung anderer Projekte fehlt.

Was war Ihr schönster Erfolg als Verein?

Ferner: Dass wir mit einer Gruppe zusammengearbeitet haben, die genau das gesagt hat: „Es gibt keine Grundstücke und es gibt keinen Investor.“ Wir haben die Gruppe intensiv begleitet und den Kontakt zu unserer OSTLAND Genossenschaft vermittelt.

Buser: Diese von uns betreute Gruppe hatte ein klares Konzept. Das hat dann auch bei der Grundstücksvergabe geholfen, um das sich die OSTLAND mit der Gruppe bei der Stadt beworben hat.

Wie viele Anfragen bekommen Sie jährlich nach freien Wohnungen?

Buser: Das Interesse ist sehr groß. Wir hatten am Anfang auch eine längere Warteliste. Als dann tatsächlich etwas frei wurde, haben wir sie abgearbeitet. Aber kein Einziger aus dieser Warteliste konnte oder wollte einziehen. Zwischen dem theoretischen Interesse und dem Entschluss, tatsächlich einzuziehen, liegt ein großer Unterschied.

Wer passt nicht so gut in das Projekt hinein?

Buser: Jeder sollte auf die Bedürfnisse der anderen achten und nicht nur auf seine eigenen. Wenn jemand extrem selbstbestimmt ist, ein Einsiedlerdasein führt, passt das nicht. Wenn jemand sich andersherum in der Gemeinschaft auflöst, hilft das auch weder ihm noch den anderen. Wo man sich dazwischen einpendelt, ist entscheidend. Wie bei anderen Beziehungen kommen auch hier nach einer gewissen Zeit die individuellen Unterschiede deutlicher zum Vorschein. Bei Konflikten, die dann entstehen, muss man eine gewisse Gelassenheit und Ruhe entwickelt haben. Und ein gewisses Wohlwollen, wenn der andere abweichende Vorstellungen hat. Dazu gehört auch das Interesse, sich mit dem anderen zu beschäftigen, um herauszufinden, wie wichtig ein bestimmtes Thema für die Person ist.

Welche Fragen sollte man sich stellen, wenn man in ein Wohnprojekt ziehen möchte?

Ferner: Was will ich? Man muss sich selber Klarheit verschaffen. Und dazu gehört, sich zu informieren und andere Wohnprojekte zu besuchen.

Buser: Wie wollen Sie Ihr Leben ändern? Oder: Wollen Sie Ihr Leben ändern? Wenn die Antwort „Nein“ ist, dann sind Sie hier nicht am richtigen Ort, denn das Leben in Gemeinschaft ist deutlich anders, als wenn man nur für sich alleine sorgt. Bin ich bereit, mich ständig für andere Leute einzusetzen und auch für andere Verantwortung zu tragen?

Zum Abschluss: Gemeinschaftliches Wohnen ist ...?

Buser: Gemeinschaftliche Wohnprojekte sind eine gute Möglichkeit, wieder soziale Netze herzustellen, die gerade im Alter notwendig sind. Aber sie haben auch Voraussetzungen, die bei vielen Leuten nicht da sind. Es wird nie ein Massenphänomen werden. Projekte werden immer für einen kleinen Kreis da sein, der willens und fähig ist, sich darauf einzulassen. Es wird auch eine Geldfrage bleiben. Diejenigen, die weniger haben, werden davon nicht so sehr profitieren.

Ferner: Es gibt die Geschichte vom Vater und Sohn mit dem Esel – egal wer auf dem Esel reitet, sie können es keinem recht machen. Der Vater wird kritisiert, weil er den kleinen Jungen nicht reiten lässt und der kleine Junge, dass er dem Vater nicht das Vorrecht gibt. Schließlich sagt der Vater: „Weißt Du was, wir müssen selber wissen, was wir wollen.“ Das ist auch die Geschichte eines Wohnprojekts. Man kann das Projekt nicht für andere machen.

Wir danken Ihnen herzlich für das Gespräch!

Ralf-Hagen Ferner (72), Diplom-Pädagoge und Diplom-Gerontologe. Dozent in Alten- und Heilerziehungspflege; Tätigkeit in Geronto-, Sozial- und Anstaltspsychiatrie.

Kurt Buser (73), Dr. phil., Dipl. Volkswirt sowi. Ri., Promotion in Medizinsoziologie, Lehre und Forschung an der Medizinischen Hochschule Hannover; sozialmedizinische, verhaltenstherapeutische und gesundheitsökonomische Forschungsprojekte, Trainingsseminare für Patientengruppen und Ärzte.